



Nr. 7.

Posen, den 15. Februar.

1891.

Sie bittet.

Novellette von Leo Hildek.

(Nachdruck verboten.)

Im Waldesschatten hinter dichtem Gebüsch steht Eugenie, die Hand auf's Herz gepreßt, und horcht auf zwei sich entfernende Stimmen. Das Strauchwerk hat sie den Blicken der Weiden entzogen, die sie belauschte; jetzt verschwinden Bruder und Schwester auf dem Wege zum Kurhause. Ja, sie hat gelauscht. Und es ist ihr ergangen, wie dem Hörcher im Sprichwort: ihr ist wenig Gutes zu Ohren gekommen. Das Herz klopft ihr noch von dem Gehörten. Oh — es ist ihr freilich nichts Neues, längst wußte sie, was man über sie redet, und nie hat sie auf dieses Gerede Gewicht gelegt. Aber daß auch er so denkt — auch er! Und sie hatte hoffen können, er blickte tiefer, als ihr übriges Gefolge, dem sie auf ihrer Flucht in diesen noch wenig betamten Waldwinkel zu enttrinnen gedacht, — das sie seit drei Wintern als seinen Mittelpunkt umkreiste! Doch die Planeten hatten ihre Sonne bis hierher verfolgt, ihr nicht erlaubt, sich auf sich selber zu befinden. Wie sie sich nach Ruhe zu einer Selbstprüfung gesehnt hatte! Sie hatte sich ernstlich fragen wollen, ob es ihr möglich sei, ohne Adalbert zu leben. Denn wie konnte sie in dem fortwährenden Geräusche daheim die Stimme ihres Herzens vernehmen? Der Saison waren die Rennen gefolgt, dann die Segelfahrten, die Sommerfeste und ländlichen Bälle — und dann war Frau Eugenie entflohen.

Auf die Fadhheiten der meisten ihrer Verehrer angewiesen, fühlte sie in den seltenen Augenblicken der Ruhe ihre Gedanken immer wieder zu dem Entfernten zurückkehren. Und wie stürmisch hatte ihr Inneres bei der Nachricht von seiner und seiner Schwester Ankunft gejubelt! Gut, daß man sie vorbereitet; wäre er unerwartet vor sie hingetreten — ihr freudiger Schreck hätte sie verrathen müssen.

Weshalb aber war auch er ihr nachgereist, noch dazu so demonstrativ — in Begleitung seiner Schwester? Eugeniens erste Antwort auf diese Frage war eine berauschte Siegesfreude gewesen. Doch sie hatte sich zu beherrschen verstanden, hatte in seiner Gegenwart mit den Andern gescherzt und kokettirt, wie zuvor. Ja, sie spielte mit ihnen, wie jene mit ihr spielten; sie wollte nicht nur Puppe sein. Ah — sie wußte selbst nicht, was sie wollte; sich dem Augenblick hingeben, ohne Berechnung, aber auch ohne den furchtbaren Zwang, unter dem sie jahrelang geseufzt — das wollte sie. Er aber sah nur ihre Koketterie, und ihre raschen Eingebungen hielt er für studirte Komödie. Und das stieß ihn ab, deshalb hatte er sie kalt und herzlos, ihre Schönheit „ein an eine Unwürdige verschwendetes Himmels-geschenk“ genannt — deshalb wollte er morgen abreisen. Wachte

er doch! Ihm entgegenkommen, dem Stolzen und Kritischen einen Funken echten Gefühls zeigen — niemals!

War sie wirklich kalt und herzlos geworden? Als Kind sollte sie doch gutmüthig gewesen sein. Aber fast noch Kind, ehe sie die Liebe kannte, war sie an einen unsympathischen, tyrannischen Mann verheirathet worden, der sie peinigte, dem sie heucheln mußte, um weniger gequält zu sein. Ein gütiges Schicksal hatte diese Fessel früh gesprengt, und wie ein zusammengebogener, dann plötzlich losgelassener Stahl war sie emporgeschleudert. Leben — leben! Frei sein, schön sein, und die Macht zu gebrauchen wissen — welche Seligkeit!

Und dann, dann war die Liebe gekommen. Zu spät? War sie des heiligsten Glückes nicht mehr werth, hatte während ihrer entwürdigenden Ehe und ihres leichtfertigen Spielens mit Herzen wirklich ihr eigenes Herz Schaden gelitten?

Bekommen athmet Eugenie auf und blickt um sich. Hier unten regt sich kein Blättchen, doch geheimnißvolles Rauschen tönt aus den Baumkronen herab. Die Strahlen der sinkenden Sonne erklimmen die hohen Stämme der Kiefern, die das Laubholz überragen, und malen goldrothe Lichter auf die rauhen Rinden. Ein Eichhörnchen huscht blitzschnell darüber hin.

Sie zieht langsam die kühlkräftige Waldluft ein. Eine große Muthlosigkeit ist über sie gekommen, ihr ganzes Leben erscheint ihr leer und zwecklos, das Spiel mit ihren Bewunderern eckelt sie an. Adalbert wird abreisen, wird sie vergessen. Was dann? Sie weiß, daß sie ihn niemals vergessen wird. Leise schluchzt sie. Nach dem schmählichen Ungemach ihrer kurzen Ehe durstet sie nach Glück, sie glaubt, ein Anrecht darauf zu haben. Hat sie es verwirkt — was bietet ihr noch das Leben? Sie möchte es hinwerfen, wie ein unbedeutendes Geschenk aus gleichgültiger Hand.

Allmählig hat sie den Waldpfad verlassen und die eigentlichen Kuranlagen erreicht. Vor ihr dehnen sich Rasenplätze, hier und da mit Gruppen von Ziersträuchern besetzt. Weiter hinten erhebt sich zwischen Bäumen das zierliche Dach der Brunnenhalle. Rechts breitet sich ein kleiner Weiher, von überhängenden Weiden umgeben; sein stilles Wasser spiegelt den hellen Abendhimmel mit den zarten, rosigen Wolkenflöckchen.

Am Wege steht ein armes Weib in einem braunen, schäbigen Rock und einer geflickten Kattunjacke. In dem alten, abgebrochenen Korbdeckel, den sie in der Hand hält, liegen einige Dutzend kleiner, halbverwelkter Waldblumensträuße. Ein dreijähriges kleines Mädchen, blaß und dunkeläugig, sitzt neben ihr auf den Boden und spielt mit Steinchen, denen sie laute Reden hält

Eugenie besinnt sich nicht, diese Frau gesehen zu haben, ihr wäre sonst das Kind aufgefallen, sie hat Kinder so gern. Langsam geht sie zu der Frau heran, die mit stumpfer Miene dasteht und den Deckel vor sich hält.

„Das Geschäft scheint sich nicht gelohnt zu haben,“ sagte sie und blickt mitleidig auf die welken Blumen.

Die Frau schrickt zusammen. „Nein, gar nicht,“ versetzt sie und räuspert sich, so heiser ist sie vom langen Schweigen. „Mein Mann meinte nur — er hat sich letzte Woche beim Holzhacken mit dem Beil in den Fuß geschlagen und kann nun nicht in Tagelohn gehen. Wir haben nichts mehr für die Kinder. Gestern Abend haben die ältesten die Blumen aus dem Walde geholt; Gartenblumen haben wir nicht. Diese da will Niemand kaufen. Wüßte ich nur, was ich nun anfangen soll!“

Sie neigt sich zu dem Kinde. „Komm, Kleines, wir wollen nach Hause. Mama ihre Blumen sind alle trocken, die kauft kein Mensch mehr.“

Der Ton klingt müde und trostlos; das Weib ist wie ein Bild der Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit.

„Mimi nicht Hause. Mimi Steinchen spielen,“ sagt die Kleine sehr energisch, ohne sich zu erheben. Als sie aber die schöne, freundliche Dame neben ihrer Mutter stehen sieht, springt sie auf und trippelt herzu, das kieselbestäubte Händchen an Eugeniens weichem Seidenkleid reibend.

„Ei — ei!“ sagt sie befriedigt und blickt mit den klugen, schwarzen Augen zu Eugenie empor.

Diese beugt sich zu Mimi herab und streichelt ihr die gelblichbleichen Wäckchen. Dann greift sie in die Tasche — und erröthet. Sie hat, wie sie häufig zu thun pflegt, ihr Portemonnaie der Gesellschafterin gegeben.

Beinlich verlegen steht sie vor dem armen Weibe, dessen erwartungsvolle Blicke den Handbewegungen der schönen Dame gefolgt sind. Was soll sie thun? Ihr Spizentuch, ihre Schmucksachen sind theure Andenken.

„Ich habe kein Geld bei mir,“ sagt sie, „kommen Sie mit mir nach Hause, dort will ich —“

In diesem Augenblicke biegen einige Herren um die Ecke des Weihers und eilten auf Eugenie zu.

„Aber wie Sie sich suchen lassen, gnädige Frau!“ ruft Baron Strieg. „Wir waren Ihre Wege in Verzweiflung. Denzows's Lawn-tennis ist angekommen, die Netze sind seit einer Stunde gespannt, wir warten einzig auf Sie —“

„Wissen gnädige Frau, daß unser Kreis sich verkleinert?“ beginnt Lieutenant Vellin.

Da kommt wieder Leben in die junge Frau. Im Nu hat sie sich ihr Spizentuch ums Haar gewunden; sie entreißt der Armen den Korbdeckel und hält ihn den Heranstürmenden entgegen.

„Kaufen Sie einer armen, unglücklichen Frau etwas ab, schöner Herr!“ murmelt sie im Tone einer Bettlerin.

Die Herren stehen still und blicken einander überrascht an.

„Eine neue Caprice — aber wie auch diese ihr ansteht!“ flüstert Graf Barkopf entzückt. Eugeniens sonst so heiter blitzende Augen ruhen traurig und demüthig auf ihm.

Die arme Frau ist bestürzt zurückgewichen. Während die Herren zwischen den Sträußchen wählen, ruft Eugenie das Kind herbei.

„Komm' her, Mimi, halte Dein Schürzchen auf!“

Neugierig und ohne Scheu läuft die Kleine zu ihr, die freudestrahlende Mutter zeigt Mimi, wie sie die Schürzenzipfel greifen muß. Die großen Kinderaugen sehen verwundert die ersten blinkenden Goldstücke in die Schürze fallen.

Neue Gestalten tauchen auf, den drei Herren ist eine größere Gesellschaft beiderlei Geschlechtes gefolgt. Alles blickt erstaunt auf Eugenie, die unaufhörlich, ohne auch nur einmal zu lächeln, ihr Sprüchlein murmelt. Einige Damen wechseln heimliche Spottblicke, andere flüstern, aber Niemand weigert sich, einen Strauß zu erstehen, Gold- und Silbermünzen fallen reichlich in Mimi's Schürze.

Jetzt naht auch von der Trinkhalle her ein Zug; Badegäste sind es, die nicht zu Eugeniens Gesellschaft gehören. Beim ersten Anblick der um Eugenie geschaarten Gruppe bleiben sie in einiger Entfernung stehen und stecken die Köpfe zusam-

men. Sobald sie jedoch die Situation erkannt haben, drängen sie heran. Begierig ergreifen sie diese erste und einzige Gelegenheit, sich der sonst für sie unnahbaren Königin der Badesaison, der vielbewunderten, vielbetrittelten Schönheit zu nähern; man umdrängt sie, will einen Blick von ihr erhaschen, sich aus nächster Nähe ihrer Schönheit freuen oder dieselbe kritisiren.

Und wahrlich, schöner als je ist sie, wie sie im röthlichen Abendlicht vor dem tiefgrünen Gebüsch steht, das unbeweglich ernste, bleiche Gesicht hell angestrahlt, die unter dem Spizentuch hervorquellenden kastanienfarbigen Stirnlöckchen von der scheidenden Sonne vergoldet. Eine wahre Schlacht um die Blumen beginnt. Jeder möchte solch ein Andenken erobern. Eine Schaar von Backfischchen theilt sich in die einzelnen Bestandtheile eines Straußes. Im Nu ist der Korbdeckel leer, lange bevor die Nachfrage sich erschöpft hat. Ermüdet sinken des Kindes Händchen unter der Last der Schürze, in der es unaufhörlich klirrt. Wer keines Straußes habhaft werden kann, will wenigstens vor den Augen der schönen Frau ein gutes Werk verrichtet haben und spendet ein Geldstück.

Plötzlich zuckt Eugenie zusammen. Unter der Menge steht Adalbert und blickt kühl und spöttisch zur ihr hinüber. Rasch beugt sie sich zu dem Kinde herab, knüpft das Schürzchen los und reicht es sammt dem Deckel der Armen, die unter Freudenthränen vergebens nach Dankesworten sucht.

Graf Barkopf tritt zu Eugenie und bietet ihr seinen Arm. „Gnädige Frau sind ein Engel!“ flüstert er.

Sie schüttelt abwehrend den Kopf. „Lassen Sie mich allein, ich bitte Sie!“ sagt sie leise und dringend; dann betritt sie, ohne rechts oder links zu schauen, den Waldweg, der nach dem Dorfe hinunter führt. Ehrerbietig hat man ihr Platz gemacht, und erleichtert athmet sie erst auf, als sie sich im abendlichen Dämmer des Waldes allein sieht. Noch hört sie, wie hinter ihr die bisher gedämpften Stimmen plötzlich laut werden und durcheinander schwirren, sie hört das helle Lachen der Damen. Beide Hände vor die Ohren pressend, eilt sie vorwärts. Ein kurzer, schmaler Pfad schneidet hier eine Ecke des Gehölzes ab; wenige Minuten nur, und sie steht an einer andern Seite des Waldbrandes und blickt von dem Abhang des grünen Hügels auf das unter ihr liegende Dorf herab.

Dort unten ist schon alles licht- und farblos. Nur einige blasse Rauchwölkchen heben sich zum hellen Himmel, im Westen brennen noch goldene Streifen. Kein Ton dringt hier herauf, es ist ganz einsam.

Einsam? Tönen nicht Schritte hinter ihr? Aengstlich blickt sie sich um und bleibt wie festgewurzelt stehen. Adalbert eilt zu ihr heran.

„Verzeihung, gnädige Frau, daß ich Ihnen gefolgt bin — ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen. Morgen früh reise ich ab.“

Er streckt ihr die Hand hin. Sie will ihm einige höfliche Worte sagen, aber sie findet keins. Kalt und schwer liegt ihre Hand in der seinen.

„Auch bin ich Ihnen Dank für die hübsche Extraversion schuldig, die Sie soeben veranstaltet haben,“ setzt er hinzu. „Es war ungemein effectvoll.“ Seine Stimme klingt schrill vor verhaltener Erregung. Er hat sich offenbar vorgenommen, diese Worte nicht zu sagen; vorhin hat er sie gedacht und zurückgedrängt, jetzt kommen sie ihm doch wieder auf die Zunge.

Sie hebt die Augen zu ihm empor. „Ja,“ sagt sie „es war mein Benefiz. Ich wäre untröstlich, wenn es keinen Eindruck auf Sie verfehlt hätte.“

„Auf mich — oh! Sie spielten doch für das gesammte Publikum, und das war begeistert. Ihr Zweck ist vollkommen erreicht.“

„Das ist so meine Art,“ sagt sie trotz ihres innerlichen Behens immer mit der gleichen ruhigen Ironie. „Mir ist kein Gefühl zu gut, um meine Person damit zu drapieren. Jede Wirkung ist im Voraus berechnet. Es ist ja den Bedürftigen einerlei, ob das Gute um des Guten willen geschieht — wenn es überhaupt nur geschieht, so ist ihnen geholfen — ihnen und mir!“

„Und Ihnen!“ wiederholt er mechanisch. Er blickt sie staunend an. Sie spricht von sich, wie er von ihr denkt, scho-

nungslos und hart. Wohl hört er die leise Bitterkeit. Doch ihre Ruhe täuscht ihn, ruft seine eingebämmte Festigkeit hervor. „Sie haben sich heute selbst übertroffen, keine Schaustellung im Wohlthätigkeitsbazar reicht an Ihre heutige Leistung heran. Glauben Sie nicht, daß ich Sie tadeln will, dazu haben Sie mir kein Recht gegeben: ich bin Ihr Freund nicht. Sie haben überhaupt keine Freunde, wollen keine — nur Bewunderer wollen Sie, die Ihrer Eitelkeit schmeicheln, Sklaven, mit denen Sie spielen. Schade, daß ich dafür zu gut bin; ich wäre glücklicher, wenn ich nichts Besseres verlangte, als die Anderen!“

Seine Stimme zittert. Fast mitleidig sieht Eugenie ihn an. „Wie sollen Sie glücklich sein, wenn Sie kritteln, wo Sie lieben möchten!“ sagt sie kühn. „O Sie großer Menschenkenner! Sie selbst finden Ihre Eigenart berechtigt, Sie sind stolz darauf anders zu sein, als die Anderen. Aber mich, das Weib, wollen Sie haben, wie die übrigen Weiber. Was gilt es Ihnen, daß meine starke Natur jahrelang geknechtet war — ich soll bei plötzlicher Befreiung sofort das rechte Maß finden können, soll den sprudelnden Becher, den das Leben der fast Verschmachteteten an die Lippen hält, verschäumen lassen, und ihn erst dann Schluck für Schluck austrinken, wenn der Inhalt lau und fade schmeckt!“

Ihre Wangen haben sich geröthet, ihre Augen flammen in die seinen hinüber.

„Ich weiß, wie Sie über mich denken,“ fährt sie mit fliegendem Athem fort. „Weil ich nach langer Haft in diesen drei Jahren meiner Jugend und Lebenslust die Zügel schießen ließ, deshalb nennen Sie mich oberflächlich und genußsüchtig; weil es mir Freude macht, zu gefallen und meiner Macht bewußt zu sein, deshalb bin ich Ihnen nichts, als eine herzlose Kokette, deshalb schieben Sie den raschen Eingebungen meines Temperamentes, ja, selbst der einfach menschlichen Regung, den Vorwurf der Berechnung unter. O wie lahm ist Ihre Logik, Adalbert! Wäre ich die herzlose Kokette, für die Sie mich halten, ich könnte ja zufrieden sein, denn ich sehe, daß Sie mich lieben, trotz Ihres Hochmuths. Und weil ich das sah — habe ich mit Ihnen niemals kokettirt, das wissen Sie. Aber Ihre Liebe ist mir nichts, so lange Sie mir Ihre Achtung versagen.“

Sie wendet den Kopf, um ihm ihre Bewegung zu verbergen. Erschüttert steht er vor ihr. Aber noch hat ihn sein Mißtrauen nicht verlassen, noch zweifelt er, ob nicht auch dies Komödie sei.

„Eugenie,“ flüstert er bebend, „wenn ich an das Gute in Ihnen glauben könnte, wenn ich wüßte, daß dieser Durst

nach äußeren Vergnügungen gelöscht ist und einem Durst nach Edlerem weicht — o ich möchte es ja so gern glauben — ich will es versuchen, Eugenie —“

„Versuchen!“ wiederholt sie mit Anstrengung und richtet sich würdevoll auf. „Mein Gott, ich schäme mich, daß ich mich zu etwas herbeigelassen habe, was einer Selbstverteidigung ähnlich sieht! Was jetzt, nach all' diesem, noch an Zweifel in Ihnen übrig ist, beleidigt mich mehr, als ich zu ertragen vermag. Verlassen Sie mich! Und ehe nicht jede Faser in Ihnen an mich glaubt und mich um Verzeihung bittet — eher kehren Sie nicht zurück!“

Sie weist mit der Hand nach dem Walde. Zögernd wendet er sich ab und geht. Nach zwei Schritten steht er still. Dann wieder geht er und schaut sich nicht um. Sie aber hält sich nicht länger, ihre künstlich bewahrte Würde bricht zusammen. An einen Baum gelehnt, zittert sie schluchzend.

„Er wird nicht zurückkehren,“ sagt sie sich. „Er weiß ja nicht, welches allmächtige Gefühl all die kleinen Eitelkeiten aus meiner Seele gedrängt hat. Ich habe ihn verloren!“

Aber nicht weit geht Adalbert.

Plötzlich fühlt er sein Knie berührt; er bleibt stehen, blickt vor sich nieder. Da steht die kleine Mimi, die kaum sichtbaren Brauen drohend zusammengezogen, die schwarzen Augen zornsprühend zu ihm erhoben, und schlägt mit der ganzen Kraft ihrer winzigen Fäustchen gegen sein Knie.

„Böser, böser Mann! Unartig gewesen! Gute Tante weint —! Mimi — gute Tante lieb!“

Adalbert spürt ein Brennen in Auge und Kehle; mit einem halb erstickten Laut hebt er das sich heftig sträubende Kind empor und drückt es an sich. Dann eilt er zurück.

Eugenie erschrickt, sie will ihre weinenden Augen verbergen, will entfliehen. Er aber läßt das Kind sanft zu Boden gleiten und faßt ihre beiden Hände.

„Eugenie,“ sagt er weich und flehend, „verzeihen Sie mir — ein Kind weiß besser die Guten zu erkennen, als ein von der Welt verschobener Männerverstand! Jeder Gedanke in mir glaubt an Sie, Eugenie, fest und heilig, wie dies Kind glaubt —“

Er breitet die Arme aus. Geängstigt sucht sie nach ihrem Zorn, ihrer Würde, um sich zu verteidigen — aber nichts findet sie, als die Liebe. Lacht sie — weint sie? Sie weiß es nicht; sie fühlt nur, daß sie in seinen Armen ist und sich an ihn schmiegt.

Eifersüchtig drängt Mimi sich zwischen Beide.

„Tante — Tante — Mimi da — Mimi auch Kuß haben!“

Vom Holzgriffel bis zur Stahlfeder.

Kulturhistorische Skizze von Martin Beck.

(Nachdruck verboten.)

Ob die ersten Schriftzeichen den Phöniziern, ob den Indern oder einem andern alten Kulturvolke zu verdanken sind, läßt sich nicht durch historische Dokumente und Denkmäler beweisen und gehört auch nicht in den Rahmen einer Skizze, welche nur das unentbehrlichste Werkzeug der Schreibkunst in seinen kulturhistorischen Metamorphosen verfolgen will.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß für die Phönizier eine Thatsache ganz besonders spricht: sie waren ein Handelsvolk und ein kühn unternehmendes Handelsvolk. Ein solches fühlt gewiß am ehesten Bedürfnis nach anderer als nur mündlicher Mittheilung.

Es gab eine Zeit, wo selbst Gelehrte die Frage nach dem Ursprunge der Schreibkunst sowohl als auch nach dem der Sprache mit frommer Kürze dahin beantworteten, daß Beides von Gott unmittelbar herrühre. Und jüdische Rabbiner lehrten, daß Adam ihr Urheber sei.

Doch dies nur joci causa im Vorüberstreifen. Denn wir würden uns wohl vergeblich den Kopf darüber zerbrechen, welche Schreibwerkzeuge in diesem Falle die ersten waren und mit wem Adam korrespondirt hat.

Das Zunächstliegende war, in der Zeit, da die Kultur noch im Sande kroch, die ersten Schriftzeichen, welche man einem in der Ferne Weilandenden übermitteln wollte, mit einem Stüchlein zugewippen Holz oder auch mit einem ähnlich geformten Griffel von Knochen, Metall oder dergleichen einem harten und dicken Baumblatte, dem einer Palme etwa, einzuritzen.

Das können wir den spärlichen Nachrichten entnehmen, welche wir über die Anfänge des Schreibens bei den ältesten Schriftstellern finden. Es war also mehr ein Einschneiden, als ein Schreiben.

Darauf weist auch der griechische Name der Schreibkunst hin Graphik.

Der älteste deutsche Ausdruck für schreiben, rizan, reißen, sagt uns ebenfalls, daß die ersten germanischen Schriftzeichen, die Runen, mit einem Messer oder anderem scharfen Geräthe in Holzstäbchen eingeritzt wurden.*

Das griechische Wort stylos, die Säule, in unserer Sprache fortlebend in Stiel, der Griff, und Stil, die Schreibweise, wurde bei den Völkern des klassischen Alterthums für den Griffel, das primitivste Schreibwerkzeug, angewendet.

Zum gewöhnlichen Gebrauche und in den Schulen benutzte man eiserne Griffel. Durch diese grub man die Schriftzeichen in Wachs, mit welchem die Holztafeln überzogen waren. Es gab aber auch Metall- und Eisenbeintafeln und Griffel aus gleichem Material.

Den Griffel verdrängte das Schreibrohr aus Schilf. Es kam im Gefolge einer bequemeren und haltbareren Schreibunterlage, da sich die schwerfälligen harten Tafeln für längere Mittheilungen als ungeeignet erwiesen.

Als neuen Schreibstoff finden wir eine Art Papier aus Baumbast, ähnlich dem in China noch gebräuchlichen, dann die dünne

* Mit Vorliebe bediente man sich des Holzes der Buche dazu, der Buchenstäbchen. Dies erklärt die noch heute geltende, wenn auch nicht mehr zutreffende Bezeichnung Buchstaben. Ebenso war späterhin noch lange Zeit gebräuchlich „die Buch“ statt „das Buch,“ mit der Bedeutung Schrift. Schreiben ist nicht, wie Viele meinen, Lehnwort vom lateinischen scribere, sondern ein altgermanisches Wort.



Oberhaut der ägyptischen Papyrusstaude, der das Baumwollenpapier und endlich das Pergament folgte. Die beiden letzten Arten blieben gleichzeitig immer in Gebrauch, bis im 14. Jahrhundert das Baumwollenpapier allmählich durch Leinenpapier verdrängt wurde.

Das gespitzte Schreibrohr wurde in farbige Flüssigkeit getaucht. Die Schreibkunst bekam also durch das neue Geräth ein ganz anderes Gesicht, mit einem scharf hervortretenden Zuge der modernen Art und Weise des Schreibens. Schreibrohr und Farbe waren das Prototyp von Tinte und Feder.

Man bezog die brauchbarsten Rohre, calamus von den Römern genannt, aus Aegypten, vom Vorgebirge Knidos und vom anattischen See. Das Schilfrohr Italiens war zu schwammig und porös. In der Gegend von Tiflis und in der Levante ist dies uralte Schreibwerkzeug noch heute theilweise in Gebrauch.

Als die Gothen durch die Römer mit Schreibrohr und Schreibfarbe bekannt wurden, ersetzten sie den für das Schreiben bisher gebrauchten Ausdruck reifen, durch meljan, malen.

Ein wichtiger Fortschritt in der Geschichte der Schreibkunst war es, als man anfang, das zugespitzte Schreibrohr zu spalten. Wann dies geschah, ist unbestimmt. Griechen und Römer kannten vielleicht gar keine anderen, als gespaltene Rohre. Die Araber hatten solche erst im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Das gespaltene Schreibrohr saugte die Schreibflüssigkeit sicherer auf, gab sie auch besser von sich und ermöglichte Haar- und Grundstriche.

In den ersten vier Jahrhunderten nach Christo war nur das Schreibrohr in Anwendung. Aus dem fünften Jahrhunderte haben wir aber ein handschriftliches Zeugniß über die vereinzelt Anwendung der Vogelfeder, deren verwandte Form sie zum Ersatz des Schreibrohres tauglich erscheinen ließ.

Theoderich, der Ostgothen König, brachte es nämlich in seiner zehnjährigen Regierungszeit nicht so weit, um vier Buchstaben unter seine Urkunden zu schreiben. Er ließ sich daher ein goldenes Blech anfertigen, welches die vier Buchstaben ausgeschnitten zeigte. Diese Schablone legte er auf das Pergament und zog darnach die Schriftzeichen mit der Penna, der Vogelfeder.

Höchst wahrscheinlich wurde dieselbe auch von dem Zeitgenossen Theoderichs, dem Kaiser Justinian, zu gleichem Zwecke verwendet, der seine Unterschrift gleichfalls vermittelt einer hölzernen Schablone herstellte, und sich dabei noch die Hand führen ließ.

Seit dem Ende des sechsten und dem Anfange des siebenten Jahrhunderts mehrten sich die sicheren Zeugnisse über den immer allgemeiner werdenden Gebrauch der Schreibfedern.

Der im Jahre 709 verstorbene Adelsheilmus, der erste sächsische Dichter, der in lateinischer Sprache schrieb und seine Landsleute zuerst auch in die lateinische Dichtkunst einführte, hat ein Gedicht hinterlassen, in dem er die Penna sogar redend einführt. Verdeutsch lautet dasselbe:

Mich erzeugte dereinst die lichtweiß glänzende Kropfgans,
Die aus dem Sumpfe das Raß zum weit auffchnappenden Hals
bringt.

Drum streb' ich auf's Neu entgegen schimmernden Flächen.

Dunkelblau laß' ich die Spur zurück im leuchtenden Wege.

Schwärzliche Windungen trägt das furchendurchzogene Glanzfeld.

Alkuin, Karls des Großen Lehrer und Freund gedenkt auch im achten Jahrhunderte in einem Gedichte, „An die Schreibstube eines Klosters“ der Schreibfedern und nennt sie die stinken.

Man erkannte also leicht die angenehmen Vorzüge, welche die neue Erfindung vor dem üblichen Schreibrohre befaß, und hieß sie mit freundlichem Behagen willkommen.

Wie fest sich die Penna schon im neunten Jahrhunderte eingebürgert hatte, ersieht man aus den Abbildungen einer Evangelienhandschrift aus der Zeit Ludwigs des Frommen. Sie zeigen uns die Evangelisten mit Federtieren in der schreibbereiten Hand. So anachronistisch diese Bilder sind, sie reden doch davon, daß der Künstler, der sie malte, daran gewöhnt war, schreibende Leute sich nicht anders, als mit der Schreibfeder in der Hand vorzustellen.

Das alterthümliche Schreibrohr und die Wachstafeln sammt dem Griffel finden wir neben der Penna noch lange in Gebrauch. Das Schreibrohr besonders zum Ausmalen der farbenprächtigen Initialen, deren kunstreiche Formen uns noch heute entzücken und so gern nachgeahmt werden, und die Wachstafeln dienten als Konzept.

Heiteres.

In einer mecklenburgischen Dorfschule — so erzählt man uns — prüft der Pastor die Jungen in der Religion. Er behandelt die enge Himmelspforte und stellt dann die Frage, was der Mensch thun müsse, um durch sie eingehen zu können. Keiner weiß es zu sagen. Da hebt ein Flachskopf den Finger und, aufgerufen, giebt er die zuversichtliche Antwort: „Ich mach' mir dünn!“

Grob. Gast: Das* ist doch Mosel,* Herr Wirth; ich hatte* ja Rheinwein bestellt! — Wirth: Na, mein Gott, die Etiquetten werden's doch nit mitsauf'n wollen.

Bis zum sechzehnten Jahrhunderte war diese Gewohnheit gang und gäbe, namentlich in den Klöstern. Die zumtmäßigen Schreiber des Mittelalters pflegten Tintenfaß und Penna oder auch Schreibrohr am Gürtel zu tragen.

In Frankreich war das letztere beim Urkunden-schreiben das ganze achte Jahrhunderte hindurch noch in Gebrauch. Erst im folgenden Jahrhunderte vertauschte man es mit der Feder. Im Dienste der Kurie, in den Akten der großen Synoden wurde das Schreibrohr in Italien noch viel länger als anderwärts beibehalten.

Aus einem Briefe Neuchlin's an seinen Freund Willibald Birckheimer geht hervor, daß selbst Gelehrte noch im sechzehnten Jahrhunderte neben den beliebten Pfauen- und Schwanfiedern sich des „asiatischen Schreibrohres“ bedienten, wie ja auch heutzutage mancher Alte, der einst die Anfänge des Schreibunterrichtes durch den Gänsekiel genoh, der Stahlfeder keine Sympathie entgegenbringt.

Neuchlin war der Zeit wegen 1520 mit Zurücklassen aller Habe nach der Schweiz geflohen. Dorthin sandte ihm Birckheimer auf seine Bitte u. a. gutes Papier, ein Federmesser, statt der erbetenen Pfauenfedern die besten Schwanfiedern und sehr vorzügliche Schreibrohre. Die letztern hielt Neuchlin, wie er brieflich mittheilt, ihrer Güte nach für ägyptische oder kleinasiatische.

Diese müssen damals sehr hoch im Preise gestanden haben. 1488 schrieb Erasmus von Rotterdam an Neuchlin, daß er für die kürzlich von diesem erhaltenen drei Schreibrohre bedankt und wünscht, wenn er mehr davon besäße, einige nach England an einen gemeinsamen Gönner und Freund geschickt zu sehen.

Seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften und der Erfindung der Buchdruckerkunst beschäftigten sich plötzlich viel mehr Personen mit dem Schreiben. Die Schreibfedern bildeten daher schon im Zeitalter des Humanismus einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Außer den am meisten gebräuchlichen Gänsekielen und Rabenfiedern waren auch Pfauen-, Schwan- und Adlerfedern begehrt.

In Nürnberg wurden aber auch schon im Mittelalter „Federn aus eyern, silbern und erzen Blechlein“ gefertigt. Da ein Stück jedoch bis zu einem halben Gulden kostete, war die Nachfrage eine sehr beschränkte.

Mit guten Schreibfedern, vorzüglich mit den Hamburger Kielen, wurde Deutschland von Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ab reichlich versorgt. Schleswig und Holstein schickten dieses vielbegehrte Handelsprodukt über Hamburg. Pommern lieferte die Federposen nach Leipzig, Nürnberg und Frankfurt.

Immer schwächer wurde aber dieser rege Handel, seitdem Wisse 1803 die Stahlfeder erfand. Dieses jüngste Schreibwerkzeug wurde anfänglich mit Mißtrauen, ja unter starker Aneindung entgegengenommen. Die große Zeiterparniß und die Bequemlichkeit, die sie mit sich führte, verschafften der Stahlfeder aber doch allmählich Anerkennung. Mit der behaglichen Bedächtigkeit, in der mancher Beamte und mancher Lehrer sich und allen Schülern stundenlang die Kielfedern schnitt und spaltete und die schöne Zeit dabei toschlag, war es nun allerdings vorüber.

Früher war die Stahlfederfabrikation ein Monopol von Birmingham. Ende der zwanziger Jahre gab es mehrere vollständig eingerichtete Stahlfederfabriken in England, und jetzt befinden sich in allen Ländern welche.

Die erste deutsche Stahlfederfabrik wurde im Anfang der fünfziger Jahre in Berlin begründet, die von Heintze und Blauertz. Und am Schluß der fünfziger Jahre fand die Stahlfeder Eingang in die Volksschule.

Unter den Stahlfederfabrikanten in Birmingham hat John Mitchell den größten Ruf. Seit die Berliner Fabrik statt des schwedischen Stahlbleches aber auch raffinirten Sheffielder Cementstahl verwendet, ist ihr der Kampf mit der ansehnlichen englischen Konkurrenz sehr erleichtert worden.

Die Stahlfeder hat ja vielen sogenannten kleinen Leuten, die der Handel mit Federtieren ernährte, einen Erwerbsszweig entrisen und den Kapitalisten zugeführt, aber sie ist auch im sinken Drienste einer neuen, unermüdlich regsamem Zeit nothwendig und unentbehrlich geworden. Calamo ludimus, das alte Wortspiel, das sowohl bedeutet: wir spielen mit der Feder, als auch; wir spielen mit der Gefahr, hat in unserer Schreibfrohnen Zeit mehr an Gewicht gewonnen als je.

Aphorismen.

Von Vergnügen zu Vergnügen
Rastlos eilen hin und her,
Ist ein eitles Selbstbetrügen
Und bald kein Vergnügen mehr.

Bodenstedt.

* * *
Nur kein müßig Schmerzbehagen.
Nur kein weichlich Selbstverzeih'n!
Kommen Grillen, die dich plagen,
Wiege sie mit Liedern ein!

Geibel.